

Die palästinensische Schriftstellerin Adania Shibli ist parteiisch. Aber ist sie auch antisemitisch?

Die Frankfurter Buchmesse verschiebt die Preisverleihung an Adania Shibli. Es scheint im Moment unangebracht, in Deutschland eine israelkritische palästinensische Schriftstellerin zu feiern. Wer aber Adania Shiblis Roman «Eine Nebensache» liest, der findet kaum Gründe für wütenden Alarmismus.

Ueli Bernays

13.10.2023, 05.30 Uhr ⌚ 4 min



Mit ihrem Roman «Eine Nebensache» hat die palästinensische Schriftstellerin Adania Shibli eine Kontroverse ausgelöst.

Hartwig Klappert

Droht Deutschland ein neuer Antisemitismus-Skandal? Letztes Jahr wurde an der Documenta in Kassel hochhoffiziell ein Werk des indonesischen Künstlerkollektivs Ruangrupa gezeigt, das mit antisemitischen Klischees empörte. Daran ist man erinnert, wenn nun verschiedene Stimmen davor warnen, den sogenannten «LiBeraturpreis» an die palästinensische Schriftstellerin Adania Shibli zu verleihen, deren Roman «Eine Nebensache» letztes Jahr auf Deutsch erschienen ist.

Mit dem LiBeraturpreis ehrt Litprom, ein Verein zur Förderung nichtwestlicher Literatur, jährlich eine Autorin aus dem «globalen Süden». Normalerweise findet die Übergabe findet jeweils im Rahmen der Frankfurter Buchmesse statt, die nächste Woche eröffnet wird. Nach der Antisemitismuskritik an Shibli's Roman wird der Preis nun doch nicht in diesem Rahmen vergeben. Wenn wenige Tage nach dem monströsen Terroranschlag der Hamas auf israelische Zivilisten ausgerechnet eine antisemitische Autorin in Frankfurt gefeiert werden sollte, wäre das eine Geschmacklosigkeit sondergleichen.

Die Preisträgerin Adania Shibli, derzeit «Writer in Residence» am Literaturhaus Zürich, wurde zwar lange vor dem Terroranschlag bestimmt. Allerdings sorgte bereits die Bekanntgabe für Unmut. Schon damals warf der Literaturkritiker Ulrich Noller der fünfköpfigen LiBeraturpreis-Jury vor, einen Roman auszuzeichnen, der «antiisraelische und antisemitische Narrative» transportiere.

Ein durchkomponiertes Werk

Am Dienstag hat Carsten Otte in der Berliner «TAZ» die deutsche Öffentlichkeit abermals aufgeschreckt. Von gutmeinenden Geldgebern werde ein Preis an ein Werk verliehen, das den Staat Israel als Mordmaschine diffamiere. In Shibli's Kurzroman seien die Israeli «anonyme Vergewaltiger und Killer», die Palästinenser hingegen Opfer von «schiesswütigen Besatzern». Das sei die «menschenverachtende Basis» des Werks.

Es ist nur recht, wenn sich in der Öffentlichkeit Widerstand regt gegen Antisemitismus aller Art und sich überall Solidarität mit der jüdischen Bevölkerung manifestiert. Wer aber «Eine Nebensache» liest, findet kaum Gründe für den wütenden Alarmismus. Vielmehr kann man der Literatur-Jury weitgehend folgen, wenn sie «Eine Nebensache» für ein «streng durchkomponiertes Kunstwerk» hält, das von «der Wirkmacht von Grenzen» erzähle und davon, was «gewalttätige Konflikte aus Menschen» machten.

Der Roman besteht aus zwei zeitlich gespreizten Teilen. In den Augusttagen des Jahres 1949 ist von einer Militäreinheit des jungen Staates Israel die Rede, deren Kämpfer die Grenze gegen Süden vor arabischen Eindringlingen schützen sollen. Auf langen, sinnlosen Fahrten irren sie durch die Wüste Negev. Erst nach einigen Tagen

geraten sie bei einer Oase plötzlich auf eine Gruppe Beduinen. Sofort eröffnen sie das Feuer, im Irrglauben, es handle sich um eine bewaffnete Gruppe.

Ein Hund und ein Mädchen, die die Schiesserei überlebt haben, werden von den Soldaten in ihr Lager mitgenommen. Zunächst genießt das Mädchen den Schutz des scheinbar untadeligen Offiziers. Von einem giftigen Insekt gebissen, ist dieser aber nicht nur krank geworden, mehr und mehr verliert er auch Verstand und moralische Kontrolle. Und so, wie er sich selbst an der Beduinin vergriffen hat, folgen die Soldaten seinem Beispiel. Zuletzt wird das vergewaltigte Mädchen in der Wüste erschossen.

Im zweiten Teil des Romans versucht eine palästinensische Ich-Erzählerin das historisch verbürgte Verbrechen aufzuarbeiten. Für ihre Recherche fährt die 1974 geborene Frau – sie hat den gleichen Jahrgang wie Adania Shibli – mit einem gemieteten Auto und einem ausgeliehenen Ausweis aus dem Westjordanland in den Süden Israels.

Teil zwei weist zahlreiche Bezüge zum Anfang auf. Hier wie da bellen Hunde gegen Eindringlinge; Insekten und Spinnen sorgen allenthalben für Beklemmung. Den Leiden des gestochenen Offiziers entspricht in Teil zwei die Angst der Erzählerin, die sich auf ihren Irrfahrten in verbotene Zonen vorwagt und sich nicht an militärische Grenzen hält. Weil sie sich zuletzt ins Sperrgebiet begibt, wird sie in der Wüste Negev von israelischen Soldaten niedergestreckt – wie im ersten Teil die Beduinin.

Dieses Ende wird durch die formale Symmetrie zwar vorbereitet, aber es wirkt doch forciert. Und tatsächlich etwas verfänglich: Zweimal erweisen sich israelische Soldaten hier als kalte, anonyme Täter. Als Indiz für Antisemitismus aber reicht das kaum. Dass in der lakonischen Sprache und in der Darstellung der Beduinin und der Soldaten auf Realien wie Aussehen, Kleidung, Sprache, Religion weitgehend verzichtet wird, scheint gerade eine Taktik zu sein, um Klischees und Stereotype tunlichst zu vermeiden.

Kein Pathos der Gewalt

In der zweiten Hälfte trifft die Erzählerin auch auf verschiedenste Israeli, mit denen sie einen unverkrampften Umgang pflegt. Die einen

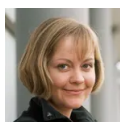
sind ihr gegenüber hilfreich und nett; die andern eher einsilbig. Problematisch sind für die Protagonistin lediglich die bewaffneten und uniformierten Männer an den Checkpoints. Das ist wiederum als Echo auf Teil eins zu deuten, der fast ausschliesslich von uniformierten Tätern handelt.

Wenn Adania Shibli deren Untaten literarisch aufarbeitet, könnte man das konkrete Verbrechen zwar als exemplarisches verstehen und – eine Portion Naivität vorausgesetzt – von israelischen Soldaten auf Israel als Ganzes schliessen wollen. Der Offizier aber begegnet einem im Text gerade nicht als ein israelischer oder jüdischer Charakter, sondern als uniformierte Marionette, als blasser Militär, der, geplagt von der gnadenlosen Wüstenhitze und krabbelndem Getier, sich selber in ein Monster verwandelt.

Adania Shibli, die für eine persönliche Stellungnahmen leider nicht zu erreichen war, ist parteiisch, aber nicht antisemitisch. In eine palästinensische Familie geboren, betrachtet sie Palästina als von Israel besetzte Heimat; in den israelischen Soldaten sieht sie unberechenbare Besatzer. Ihr Roman aber ist frei vom Pathos einer Rückeroberung und erst recht von Aufforderungen zu Gewalt.

Vielleicht ist es im Moment heikel, in Deutschland eine israelkritische palästinensische Schriftstellerin zu feiern, während die Opfer des jüngsten Hamas-Terrors beklagt und gerächt werden. Adania Shibli selber aber hat mit den Verbrechen der Hamas nichts zu tun.

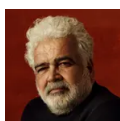
Passend zum Artikel



INTERVIEW

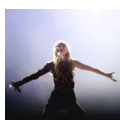
«Immer mehr Gewaltdelikte in Russland werden von betrunkenen, bewaffneten Kriegsrückkehrern verübt»

04.10.2023 ⌚ 7 min



In Syriens Hoffnungslosigkeit half ihm die Literatur – zum Tod von Khaled Khalifa

02.10.2023 ⌚ 3 min



Taylor Swift möchte von allen geliebt werden. Das ist ihr schon beinahe gelungen

10.10.2023 ⌚ 7 min

